

Berichte

Raphael Deindl und Brita Krucsay

»Es ist nichts zwischen uns« – Über die Produktivität des Konflikts im feministischen Widerstreit

Eine Vortragsreihe des feministischen Wissenschaftskollektivs
Zwischen Institution und Utopie, Oktober 2023 – Februar 2024

Mit Blick auf innerfeministische Zusammenhänge lassen sich seit einigen Jahren unterschiedliche Konfliktlinien beobachten, die sich zunehmend verdichten. Prominent ist dabei der Gegensatz von Klassen- und Identitätspolitik, bei dem je nach Positionierung entweder der »klassische« Feminismus als überholt gilt oder Begriffe wie »queer« und »intersektional« unter Beschuss stehen. Während soziale Fragen von einem Kampf um Anerkennung an den Rand gedrängt werden, scheinen eine gemeinsame Kritik an bestehenden Herrschaftsverhältnissen und daraus resultierende politische Forderungen einer Orientierung an individuellen Bedürfnissen gewichen zu sein. Diese Konfliktpunkte und Trennlinien führen jedoch kaum zu einem produktiven Widerstreit, werden sie doch selten gemeinsam bearbeitet, vielmehr lässt sich häufig ein Reden *übereinander*, selten jedoch ein Reden *miteinander* beobachten. Die zunehmenden Abgrenzungen, Polemiken und Provokationen führen dabei vermehrt zu Verinselungen und insgesamt zu einer allgemeinen Sprach-, Kritik- und Streitlosigkeit nicht nur zwischen unterschiedlichen feministischen Bewegungen, sondern auch zwischen den Generationen.

Derartige Diagnosen werfen Fragen danach auf, wie es um die feministische Theo-

rie und Bewegung heute steht. An welchen Themen und aus welchen Gründen entzündeten sich Konflikte unterschiedlicher feministischer Perspektiven und welche Umgangsweisen resultieren hieraus? Worin liegen die Ursachen für die gegenwärtige, viel beschworene *Krise des Feminismus*? Das feministische Wissenschaftskollektiv »Zwischen Institution und Utopie« hat diese (und weitere) Fragen zum Ausgangspunkt für eine Veranstaltungsreihe genommen, die unter dem Titel »Es ist nichts zwischen uns – Über die Produktivität des Konflikts im feministischen Widerstreit« von Oktober 2023 bis Februar 2024 in Berlin und Wien an zwei Abenden als Präsenzveranstaltung und an vier Abenden online stattfand. Ziel der Reihe war es, unterschiedliche Themenfelder und Konfliktlinien in der feministischen Geschichte und Theoriebildung auszuloten und anhand von zwei bis drei Vorträgen pro Abend darüber zu diskutieren.

Die Auftaktveranstaltung fand unter dem Titel »Tear the fascists down – Zum Verhältnis von Feminismus, Antifaschismus und der Erinnerung an den Nationalsozialismus« statt. *Sina Speit* konzentrierte sich in ihrem Beitrag auf innerfeministische Kontroversen der neuen Frauenbewegung in den 1970/80er Jahren im Kontext des erinnerungskulturellen Zugangs

zu weiblichen Erfahrungen im Nationalsozialismus. In historischer Rückschau beleuchtete sie die Kämpfe und Auseinandersetzungen, die marginalisierte Positionen (u. a. Sinti*zze und Rom*nja, Jüd*innen, Afrodeutsche Feminist*innen) um den Einschluss in das Erinnerungskollektiv führten. Ihre Kritik richtete sich auf den Ausschluss aus der feministischen Öffentlichkeit, die Bevormundung durch den weißen Mehrheitsfeminismus, blinde Flecken (u. a. Täter*innenschaft, Antisemitismus, intersektionale Perspektiven) sowie den Widerspruch zwischen Gedenkkultur und gesellschaftlicher Realität (u. a. rassistische Anschläge). Im Anschluss daran diskutierte *Juliane Lang* die kritische Distanz und weitgehende Unverbundenheit von antifaschistischer und feministischer Bewegung, was sich vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Erstarkens der extremen Rechten sowie eines grassierenden Antifeminismus homolog dazu in einem *Nicht-Verhältnis* von Rechtsextremismus- und Frauen- / Geschlechterforschung darstellt. Erst die Verbindung und gemeinsame Wissensproduktion, so Lang, ermögliche eine Selbstverständigung über feministische Inhalte und geteilte Werte, um anti-feministischen Angriffen begegnen zu können.

Im Mittelpunkt des zweiten Abends »Burning down the house – Kinder haben im Kapitalismus« standen strukturelle Probleme der gesellschaftlichen Reproduktionssicherung, der geschlechtlichen Arbeitsteilung und damit verbundener Ungleichheiten. *Alicia Schlender* und *Lisa Yashodhara Haller* stellten die Frage, inwiefern die mit Kindern verbundenen Sorgertätigkeiten ein zentrales Strukturproblem der kapitalistischen Ökonomie bilden, sich dabei jedoch nicht vollständig in die Wertform überführen lassen und deshalb (wohl-

fahrts-)staatlicher Regulierung bedürfen. Infolgedessen skizzierten sie theoretische Konfliktlinien und Umgangsformen unterschiedlicher feministischer Strömungen zu Eltern- und Mutterschaft. Während letztere im Gleichheitsfeminismus als ein Hindernis für die Emanzipation der Frauen galten, betonte der Differenzfeminismus die Fähigkeit zur Fürsorge und Empathie als Grundbedingung weiblicher Freiheit. Mit ihrer Kritik an der Heteronormativität forderten queer-feministische Ansätze hingegen die Diversifizierung von Familie und Elternschaft ein. Daran anschließend präsentierte *Antje Schrupp* in ihrem Vortrag Thesen, wie eine reproduktive Differenz des (nicht) Schwangerwerdens politisiert und für feministische Bewegungen fruchtbar gemacht werden könne. Hierfür sei es erforderlich, bestehende Formen der rechtlichen Zuordnung von Mutter- und Vaterschaft sowie die Verantwortungszuweisung für Kinder aufzubrechen, die angesichts reproduktionsmedizinischer Technologien und Dienstleistungen wie u. a. Leihmutterschaft aktuell zur Diskussion stünden.

Der Vortragsabend zu »Postmodern talking – Sprache als feministisches Konfliktfeld« beschäftigte sich mit der (Un-) Verständlichkeit von Sprache, der Vermittlung feministischer Inhalte und der Benennung eines Subjekts des Feminismus. Aus einer historischen Perspektive beschrieb *Katharina Lux* die Kontroverse zwischen den Zeitschriften *Courage* und *Die Schwarze Botin* in den 1970er und frühen 1980er Jahren im Hinblick auf den Einsatz von Sprache und verdeutlichte daran gegensätzliche Ansprüche und Forderungen in der westdeutschen Frauenbewegung. So zielte die *Courage* mit ihren auf weiblicher Erfahrung basierenden Inhalten primär auf politische Massenwirksam-

keit, die über den Kontext der Frauenbewegung hinausreichte, während *Die Schwarze Botin* eine radikal-anspruchsvolle und distinktive Gesellschaftsanalyse befürwortete, die Bewusstseinsprozesse anstoßen und zur (außeruniversitären) feministischen Theoriebildung beitragen sollte. Mit Verweis auf die Arbeiten von *Senta Trömel-Plötz* und *Luise Pusch* als Pionier*innen und Repräsentant*innen der feministischen Sprachkritik der 1970er Jahre, die wegen ihrer sprachpolitischen Positionen in den Universitäten angegriffen und in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn behindert, u.a. auch mit Berufsverbot belegt wurden, schlug *Elke Schimpf* den Bogen zu gegenwärtigen deutschsprachigen Debatten um das sogenannte *Gendern*. Vor dem Hintergrund aktueller Angriffe gegen geschlechtergerechte Sprech- und Schreibweisen plädierte sie dafür, die Flexibilität des Sprachsystems nutzbar zu machen, wobei erst empirische Studien darüber Aufschluss geben könnten, wie und auf welche Weise sich Betroffene sprachlich repräsentiert fühlten. *Ioanna Menhard* thematisierte daran anschließend die sprachpolitischen Debatten in der sozialen Mädchen*arbeit seit den späten 1970er Jahren und konzentrierte sich dabei auf Konflikte um die Etablierung, den Zugang und den Erhalt von Frei-Räumen in einem institutionalisierten Kontext.

Sandra Huning, Tanja Mölders, Bernadette Krejs und *Susanne Mariacher* diskutierten unter dem Titel »Whose city?! – Gebaute Konfliktlinien« feministische Auseinandersetzungen rund um Stadtplanung und Architektur. *Sandra Huning* und *Tanja Mölders* konstatierten, dass die Entfremdung zwischen pragmatischen und strategischen Ansätzen auf die Ausdifferenzierung feministischer Debatten zurückzuführen sei, wobei sich die Trennlinien u. a.

in unterschiedlichen Kategorien- und Begriffsvorstellungen über Geschlecht und Raum begründen lassen. *Bernadette Krejs* und *Susanne Mariacher* gaben Einblicke in ihre Arbeit im Rahmen des queer-feministischen Kollektivs CLAIMING*SPACES und sprachen über Konfliktlinien, die aus dem Spannungsverhältnis zwischen akademischem Betrieb und politischer Praxis erwachsen. Als produktives Mittel erscheinen Konflikte dann, wenn neue Positionen und Werkzeuge für eine andere Art des Architekturschaffens und -denkens daraus hervorgehen.

Bei der Veranstaltung im Berliner Museum des Kapitalismus sprachen *Ute Gerhard, Friederike Beier* und *Barbara Grubner* »Über (Un)Vereinbarkeiten in der feministischen Geschichte, Theorie und Praxis«. *Ute Gerhard* eröffnete den Abend mit einem Abriss über die transhistorische Konfliktlinie um Gleichheit und Differenz in der neuzeitlichen Geschichte des Feminismus. Gerhard zufolge sei eine Rückbesinnung auf die feministische Geschichte sowie ihrer theoretischen Vordenkerinnen unabdingbar, um die gegenwärtige Krise des Feminismus zu begreifen und zu bewältigen. Allerdings habe das mangelnde Interesse an der Geschichtlichkeit politischer Kämpfe und theoretischer Diskurse sowie der fehlende Rückgriff auf bestehende feministische Wissensbestände, die häufig als überholt und rückschrittlich gelten, in der jüngeren Vergangenheit zu einer Kurzfristigkeit und Eindimensionalität der Erkenntnisse geführt. *Friederike Beier* kritisierte die gängige Einschätzung der Unvereinbarkeit von queer-theoretischen und materialistisch-feministischen Ansätzen und betonte deren potentielle Konvergenzen. Erst das Zusammendenken dieser scheinbar gegensätzlichen Perspektiven liefere ein Verständnis davon, inwiefern

die Konstruktion geschlechtlicher Ordnungssysteme (Heteronormativität) und die ökonomischen und sozialen (Re-)Produktionsverhältnisse im Kapitalismus ineinandergreifen und sich gegenseitig bedingen. *Barbara Grubner* setzte dem entgegen, dass die bestehende Geschlechterhierarchie in der spätkapitalistischen Gesellschaft eben nicht auf bestimmten Identitätskonstruktionen und Normen, sondern auf einem Phantasma der Verfügbarkeit des Mütterlich/Weiblichen beruhe, das auch im Zuge der fortschreitenden Liberalisierung und Gleichstellung von Geschlechtern nicht an Bedeutung verliere. Im Rückgriff auf psychoanalytisch-materialistische Denktraditionen veranschaulichte Grubner diese Widersprüchlichkeit vor dem Hintergrund des Übergangs von einer ödipalen hin zu einer postödipalen Gesellschaft am Beispiel der gegenwärtigen Sorge-Krise.

Die Abschlussveranstaltung »Sharing different heartbeats – Feministische Utopien entwickeln – gemeinsam und in Differenz?« fand im Bildungszentrum Frauenhetz in Wien statt. Den Auftakt machte *Birge Krondorfer* mit einem Plädoyer, unterschiedliche Stimmen des Protestes zu verbinden, ohne sie ihres Eigensinns zu berauben. Sie argumentierte, dass Pluralität für eine gelingende Demokratie ausschlaggebend sei. Im Kontext einer kritischen Bestandsaufnahme attestierte *Lena Böllinger* aktuellen, vornehmlich queer-feministischen Strömungen eine immer kleinteiligere Nabelschau, die sich auf marginalisierte Positionen beschränke, wodurch jedoch gesellschaftstheoretische Perspektiven verdrängt werden. Für eine Analyse der unter neoliberalen Vorzeichen vorangetriebenen kapitalistischen Ausbeutung, die auf einem neuen Geschlechterregime beruht, bedürfe es aber gerade einer

den aktuellen Herrschaftsverhältnissen angemessenen feministischen Gesellschaftskritik. Diese erweise sich zwar nicht als Utopie, ermögliche aber zumindest eine gewisse (theoretische) Distanz zur gesellschaftlichen Ordnung und deren Zumutungen. Demgegenüber fokussierte *Paula Achenbach* in einer Art Suchbewegung des Utopischen, das sie als ein flüchtiges und zugleich unbestimmtes Begehren beschrieb, unterschiedliche Praktiken verschiedener (queer-)feministischer Bewegungskontexte des globalen Nordens und Südens. Am Beispiel von *Precarias de la deriva*, *Vives nos queremos* oder *LASTESIS* formulierte sie Thesen, wie existierende und zum Teil unumgängliche Trennlinien, die aus den alltäglichen, stets vergeschlechtlichten Arbeits-, Prekaritäts- sowie Gewalterfahrungen der Betroffenen erwachsen, letztlich zur Grundlage feministischer Gesellschaftsutopie(n) werden könnten.

Insgesamt stieß die Veranstaltungsreihe in feministischen Zusammenhängen des deutschsprachigen Raums auf reges Interesse. Die Teilnehmer*innenzahl lag je nach Veranstaltung zwischen 50 und 100 Personen (sowohl digital als auch in Präsenz). Die anspruchsvollen und inspirierenden Vorträge rund um feministische Bewegungsgeschichte und Theoriebildung wurden von lebhaften Diskussionen begleitet. Allerdings fehlte sowohl in den Beiträgen als auch in den Diskussionen leider häufig der Mut, die Uneindeutigkeiten, Differenzen und Kontroversen deutlich zu benennen, was gerade vor dem Hintergrund der vielen konträren Positionen innerhalb des Feminismus – und auch unter den Vortragenden – dringend geboten gewesen wäre. Nichtsdestotrotz hat die Vortragsreihe gezeigt, dass sich die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Positio-

nen in Theorie und Praxis als produktives, gleichsam erkenntnisförderndes Unterfangen erweisen kann, auch wenn die zugrundeliegenden Konflikte nur teilweise zur Sprache gebracht werden. Vermutlich bedarf es weiterer Gelegenheiten zur praktischen Übung. Die Veranstaltungsreihe »Es ist nichts zwischen uns – Über die Produktivität des Konflikts im feministischen Widerstreit« des feministischen Wissenschaftskollektivs »Zwischen Institution und Utopie« hat jedenfalls dafür ein Problembewusstsein geschaffen,

indem es sich dieses anspruchsvollen Theemas, das oft unbenannt bleibt, angenommen hat. Nach dem ersten Schritt in diese Richtung, sind wir auf die Fortsetzung gespannt. Eine Publikation zur Veranstaltungsreihe ist bereits in Planung und wer nicht so lange warten möchte, kann die Vorträge online nachhören.¹

¹ Siehe unter <https://zwischeninstitutionundutopie.de/>.

Flora Petrik

»Klassismus in Hochschule und Gesellschaft«

Interdisziplinäre Tagung an der TU Darmstadt, 21.–22. März 2024

Moderne Gesellschaften kennzeichnet das Versprechen der Meritokratie: Sozialer Status, berufliche Positionen oder prestigeträchtiger Erfolg seien an präzise identifizierbare Leistungen geknüpft und Produkt fairer Auswahlverfahren. Nicht die soziale Herkunft werde prämiert, sondern das Individuum mit seinem Talent, seinem Engagement und seinem Einsatz. Diese in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beliebte Vorstellung (Schelsky 1965), ist längst fragwürdig geworden. Zu erdrückend sind die Belege dafür, dass sich soziale Ungleichheitslagen verhärtet haben. Was geschieht nun in einer wettbewerbsorientierten Gesellschaft mit jenen, »denen die Gesellschaft ›Unfähigkeit‹ bescheinigt?« (Ortmann 1971, 14f.) Mit welchen Mitteln lassen sich ihre Erfahrungsräume untersuchen? Um jene Diskriminierungen, Abwertungen und Ausschlüsse

zu beschreiben und zu überwinden, wird sowohl in aktivistischen Kontexten als auch wissenschaftlichen Debatten zunehmend auf das Konzept »Klassismus« rekurriert. Diese Konjunktur eines Begriffs nahmen die Verantwortlichen des Projekts »Klassismus begegnen: Partizipation und Chancengleichheit in der Universität fördern« der TU Darmstadt zum Anlass, um von 21. – 22. März 2024 zu einer interdisziplinären Tagung einzuladen.

Das am Institut für Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik angesiedelte Projekt zielt darauf ab, für Klassismus im Bildungswesen zu sensibilisieren und auf diese Weise etwas zur Aufdeckung der intersektionalen Verstrickungen von Diskriminierungs- und Ungleichheitsmechanismen beizutragen. Neben einer Erweiterung des Lehrangebots sowie der Durchführung von Fortbildungen und Work-